Nr. 59. XII. Jahrgang. Täglich 90000 Auflage. Dienstag, 1. März 1904.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Haupt-Annahmestelle für Abonnements und Inserate: Pillnitzer Straße 49, ferner nehmen an: die Filialen Altmarkt 7, Mitte, Bautzner Straße 43: M. Weber, Blasewitzer Straße 10: Ch. Nagel, Falkenstr. 16: Th. Grimm, Hauptstraße 14 und Kamenzer Straße 42b: J. Budenik, Kaiserstraße 8: E. v. A. Scheller, Königsbrücker Straße 54: Ernst Mirsch, Kurfürstenstraße 21: Oskar Röder, Marienstr. 29: A. Sagner, Oppelstraße 21: F. Umlauf, Pfotenhauerstraße 38: E. Thümmer, Pirnaischer Platz 1: Reichelt, Postplatz 4: G. Schneider, Schäferstraße 16: Johann Stastny, Strehlener Str. 19: L. Baumgarte, Struvestraße 24: P. Gorke, Wilsdruffer Platz 1: C. Meise und alle Annoncen-Bureaus.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Pillnitzer Straße 49.
Fernsprecher: Redaktion Amt I Nr. 3897, Expedition Amt I Nr. 4571, Verlag Amt I Nr. 542.

Anzeigenpreis: Die 1spaltige Kolonelzeile für Dresden und Vororte 20 Pf., für auswärts 25 Pf. Finanzinserate erhöhte Preise. Die 2spaltige Reklamezeile 1 Mk., auswärts 150 Mk. Garantie für Erscheinen von Inseraten an vorgeschriebenen Tagen und auf bestimmten Plätzen wird nicht übernommen. Bezugspreis: Durch die Post monatlich 67 Pf. Für Dresden monatlich 50 Pf. Für Oesterreich-Ungarn vierteljährlich 3,36 Kr., mit „Fliegende Blätter" 3,78 Kr. Postbestellungen: in Deutschland und Oesterreich-Ungarn ohne „Fliegende Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe A", mit „Fliegende Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe B".

Diese Nummer umfaßt 16 Seiten. Roman siehe Seiten 13 und 14.

Der Zwist in der „gelben Preßinternationale".

Von unserm ⊙-Mitarbeiter.

London, 27. Februar.

Der ostasiatische Krieg hat einen Bund edler Seelen gelöst, die sich seit Jahr und Tag zum schönen Geschäft der Deutschenhetze zusammengefunden und liebgewonnen hatten. Die gelbe Preßinternationale kann man ihn nennen, denn wie jene amerikanischen Blätter, die man mit dieser Farbe kennzeichnet, arbeitet sie mit Sensation und Verleumdung, lebt von frecher Lüge, Intrige und — es gibt kein andres Wort dafür — von Stänkerei. Und eine Preßinternationale ist es, denn sie wirkt durch die Zeitungen Englands, Amerikas, Frankreichs und Rußlands nach wohlerwogenem Plan. Wir Deutschen kennen sie nur zu gut. Ihre letzte Großtat fiel in die Monate vor und während der Venezuela-Affäre, und es wurde damals an dieser Stelle ihr Treiben näher beleuchtet. Zu ihren leitenden Geistern gehören die bekannten Panslawisten Frau von Novikoff und der Korrespondent der „Nowoje Wremja" Baron (oder auch nicht Baron) Wesselitzl, der sich einst zu Bismarcks Zeiten gedrungen fühlte, den Berliner Boden zu verlassen. Zu diesen Panslawisten gesellen sich gewisse mehr oder weniger antirepublikanische Chauvinistenkreise Frankreichs und, zumal seit dem Burenkrieg, die ganze Rotte der uns am bekanntesten Deutschenfresser, die englischen Jingoblätter. Von ihnen war der Uebergang zu Amerika leicht, teils weil hier vielfach Kapitalsverbindung besteht und mehr noch, weil die „Gelben" von hüben und drüben dieselben „allereigensten" Korrespondenten besitzen. Mit solch weit ausgedehntem Preßapparat läßt sich schon etwas zustande bringen. Ein Hetzartikel wird im Hauptquartier verfaßt, ein „befreundetes" Blatt oder schließlich die für diesen Zweck direkt „unterstützte" „National Review" veröffentlicht ihn, die ganze verstreute Sippe versteht den Pfiff, jeder trägt sein Scherflein bei und sorgt dafür, daß jeder Gesinnungsgenosse es zum Abdruck erhält, und die biederen Leser ersehen, daß über diesen Punkt in „eingeweihten" Kreisen und im „ganzen Volk" Englands, Amerikas, Frankreichs und Rußlands dieselbe Meinung herrscht, d. h. dieselbe Verurteilung, Verachtung und was noch sonst des deutschen Gebahrens. Denn wir sind das Wild dieser gelben Internationale.

Nun ist die fröhliche Jagd vorbei, die „Genossen" haben sich angeschossen und hauen auf einander los. Daß die englischen Jingos die gemeinsame Hetzmethode auf das geliebte Rußland anwenden und Japans Kriegslust schüren konnten, erschien den Wesselitzkis mit Recht als schnödester Undank und Verrat. Sie vergalten es mit Intrigen, so gegen den hiesigen russischen Botschafter, den man in Petersburg als einen „Schwächling gegenüber England" verdächtigte, und man sucht jetzt sogar das englisch-französische Einverständnis in den Augen Frankreichs herabzusetzen. Aber da haben sie es mit ihren besten Freunden in England verschüttet, den stets russophilen Radikalen. Ihnen und den Weltfriedensfanatikern ist das Einvernehmen mit Frankreich lieb wie ihr Augapfel und zu seinem Schutz haut die „Daily News" heute rechts und links auf diese „panslawistischen Intriganten" und britischen Jingos und die ganze edle Preßclique. Der Aerger ist ganz ehrlich, denn er entspringt einer Furcht, die sich auch bei den Jingos bemerkbar macht. Die ersten Seesiege Japans waren selbst nach Abzug der Vergrößerung sehr gut, aber nun ist es so still. Trotzdem man im Burenkrieg wahrlich Geduld gelernt haben sollte, geht es England nicht schnell genug. Man weiß, jede Woche zählt für Rußland und von einem langen Krieg versieht man sich nichts Gutes für Japan. Jetzt, wo der Kriegswunsch der Jingos erfüllt ist, bequemt sich sogar die „Times" zu dem Geständnis, daß Rußland aufrichtig nach Frieden strebte und Japan etwas übereilt gehandelt hat. Aber der wunde Punkt bleibt Frankreich. Nicht daß man seine Einmischung und damit auch Englands in den Krieg befürchtet, aber schon eine Verbitterung der französischen Stimmung gegen England würde tiefe Beunruhigung hervorrufen, und diesen Ausgang des russischen Preßfeldzuges befürchtet man sehr stark. Die Jingos suchen krampfhaft nach einem Mittel, den Schlag abzulenken und schieben — Deutschland vor. Die deutsche Presse schüre den Unmut zwischen Rußland und England!! „Der Preßfeldzug der Entstellungen wird hauptsächlich von Berliner Zeitungsbureaus geleitet", meldet zum hundertsten Male so ein alter internationaler Hetzbruder in der „Daily Mail". Ob seine einstigen Genossen, die diesen Rummel kennen, darauf hineinfallen werden? Wir haben Schonzeit, und wenn wir's richtig drehen, kommt die gelbe Internationale nicht wieder zusammen.

Der Krieg.

Ueber die Lage auf dem Kriegsschauplatze berichtet unser kn.-Spezial-Korrespondent über London folgende Einzelheiten:

Aus Schanghai und Tschifu wird aus verschiedenen Quellen übereinstimmend gemeldet, daß es fortwährend zu Reibereien und Zusammenstößen zwischen Russen und Chinesen kommt. Die Bevölkerung der Mandschurei soll jede Gelegenheit benutzen, um den verhaßten Russen Schaden anzutun und besonders versuchen, Telegraphenlinien zu zerstören. Munition und Waffen, sowie Geld sollen hinreichend zur Verfügung stehen, und der Korrespondent der „Daily Mail" glaubt, daß die Japaner nicht ohne Grund auf nachdrückliche Unterstützung von dieser Seite zu rechnen haben. In der Proklamation Alexejews an die Chinesen heißt es zwar, daß die Interessen Rußlands und der Chinesen vollständig identisch seien und daß deshalb alle chinesischen Beamten und Bewohner in der Mandschurei anstatt die russische Armee zu behindern, ihr helfen sollten. Er überlasse deshalb die Bahn und Telegraphenlinien dem Schutze der Bevölkerung und werde die Anwohner verantwortlich halten, falls Störungen vorkommen. Falls die Bevölkerung gegen die russischen Truppen Widerstand oder Haß zeige, sollte sie ohne Gnade ausgerottet werden. Der „Standard" meint hierzu mit Recht, die Logik dieses Erlasses sei etwas dunkel, aber die Sprache sei recht unzweideutig.

Zur Hinrichtung der drei japanischen Offiziere erklärt der japanische Gesandte in London, daß die drei Namen, die in der offiziellen Reutermeldung angegeben würden, keine japanischen seien, und daß er auch nicht glaube, daß Stabsoffiziere diesen Versuch gemacht haben sollten. Wahrscheinlich seien die drei Chinesen gewesen.

Der Russ. Telegr.-Agentur wird aus Charbin über mandschurische Dinge noch gemeldet: In Charbin und Pogranitschnaja ist alles ruhig. In der Umgebung von Guntschulin wurden auf den Anhöhen rote und weiße Lichtsignale bemerkt, die beim Herannahen der russischen Patrouillen erloschen. Aus Madaoichi wird berichtet, daß auf eine dort bei einem kleinen Tunnel aufgestellte Schildwache geschossen wurde. Die Wache erwiderte das Feuer, doch entkam der Angreifer. Etwa sechs Kilometer von der Grenze bei Tatsen und Wan Kuren sammeln sich bewaffnete Leute an, die als Pilger verkleidet sind. Am Sonnabend wurde die Schienenlegung auf dem Eise des Baikalsees, die vom Ost- und vom Westufer her in Angriff genommen war, beendet; der Verkehr mit von Pferden gezogenen Waggons beginnt am Dienstag. Gegenüber den Gerüchten über angeblich schlechte Behandlung der Truppen bei der Beförderung auf der sibirischen Bahn meldet ein Augenzeuge der „Nowoje Wremja", alle Soldaten ohne Ausnahme seien mit warmer Kleidung versehen. In allen Eisenbahnwagen, die er auf der Fahrt nach Ostasien gesehen hat, habe jeder Soldat Platz zum Schlafen gehabt. In der Mitte eines jeden Wagens befand sich ein Ofen. Die Stimmung der Truppen sei vorzüglich. An bestimmten Punkten werde ihnen warmes Essen verabreicht. Die Beförderung vollziehe sich in vollkommener Ordnung.

Auf der japanischen Gesandtschaft in Berlin

erfuhr unser k.-Korrespondent auf eine direkte Anfrage, daß amtliche Depeschen die letzten Zeitungsberichte aus Tokio bestätigt haben. Die Japaner haben bei dem Angriff, den sie durch Versenkung der Brander einleiteten, insofern Erfolg gehabt, als sie Port Arthur teilweise in Brand geschossen haben. Bezüglich der Neutralität Chinas wurde betont, daß man dieserhalb schon vor Ausbruch des Krieges verhandelt und strikte Beobachtung derselben in Peking dringend empfohlen habe. Man hält japanischerseits dies deshalb für das beste, weil im Falle eines Eingreifens Chinas die Einmischung der andern Mächte als leicht möglich erscheint und die Gefahren eines weiteren Umsichgreifens des Krieges kaum mehr abgewendet werden könnten. Augenblicklich liegt diese Gefahr nicht unmittelbar vor. Bezüglich der Mandschurei wurde ausgeführt, daß Japan, falls es als Sieger aus dem Kampfe hervorgehn würde, nichts weiter erreichen wolle, als daß diese Provinz dauernd unter der Oberhoheit Chinas, zu welchem Reiche sie in Wirklichkeit gehört, verbleibe. Gleichzeitig soll die Politik der „offenen Tür" proklamiert werden. Während die Russen bekanntlich auf den Ausschluß der andern Völker bedacht sind, kämpfe Japan jetzt für eine Sache, die allen in Ostasien interessierten Mächten zugute komme. Japan will nur, daß die Mandschurei nicht nur für russische Bestrebungen in Betracht kommt. Dabei wird man stets anerkennen, was Rußland in kultureller Beziehung für diesen Teil des chinesischen Reiches bisher getan hat. Die Japaner werden nichts dagegen haben, daß die russische Regierung die von ihr gebaute Eisenbahnlinie durch Truppen auch fernerhin bewachen läßt, nur sollen andern Nationen ihre Rechte in einer chinesischen Provinz nicht verkümmert werden. Bezüglich der Protestnoten und der übrigen Erklärungen der russischen und japanischen Regierung erwartet man nur eine Empfangsbestätigung durch die Kabinette, kein Eingreifen derselben.

Der japanisch-koreanische Vertrag,

dessen Abschluß wir bereits meldeten, enthält sechs Artikel, die im wesentlichen folgendes bestimmen: Artikel 1. Zur Aufrechterhaltung einer dauerhaften und festen Freundschaft zwischen Japan und Korea und zur Sicherung des Friedens in Ostasien wird die kaiserliche koreanische Regierung volles Vertrauen in die kaiserliche japanische Regierung setzen und deren Ratschläge für die Verbesserung der Verwaltung annehmen. Artikel 2. Die kaiserliche japanische Regierung wird im Sinne einer festen Freundschaft für die Sicherheit und Ruhe des kaiserlichen Hauses von Korea Sorge tragen. Artikel 3. Die kaiserliche Regierung von Japan übernimmt die definitive Garantie für die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des koreanischen Kaiserreichs. Artikel 4. Im Falle, daß das Wohl des kaiserlichen Hauses von Korea oder die territoriale Integrität von Korea durch Eingriffe einer dritten Macht oder durch innere Unruhen bedroht werden sollten, wird die kaiserliche japanische Regierung sofort solche Maßregeln anwenden, als die Verhältnisse erheischen. Die kaiserliche japanische Re-

Mutter Landstraße.

Berlin, 28. Februar.

„... Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, sah ihn sein Vater, und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals und küßte ihn. — Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündiget in den Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße. — Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor, und tut ihn an, und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße; — und bringet ein gemästet Kalb her und schlachtet's; lasset uns essen und fröhlich sein; — denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig worden; er war verloren und ist gefunden worden. Und fingen an fröhlich zu sein." ... Unter den Zöllnern und Sündern sitzend, umbrandet vom Murren des hochnäsigen Tempeladels, schon bedroht vom Aerger der Pharisäer und der heimlichen Wut der Schriftgelehrten, hat Jesus von Nazareth das schöne Gleichnis für des himmlischen Vaters unendliche Güte gefunden. Vielleicht aber — das Lucas-Evangelium erzählt uns freilich nichts davon — sind zwei weißbärtige Pharisäer, säuberlich die breiten Borten ihres Kleides hütend vor der Berührung mit den Jüngern des Heilands, mit einander heimgegangen den Weg durch die Oelbäume in die Stadt und haben gescholten: Was redet er von einem Alten, der seinem Sohn ein Fest bereitet, da doch der Verblendete heimlich davon gelaufen ist, hat Spott und Schande gebracht über des Vaters ehrlichen Namen, hat mit üppigen Dirnen seine Habe verpraßt und schließlich mit Trebern, die man den Säuen vorwirft, seinen knurrenden Bauch gefüllt. Wo steht geschrieben von unsern Patriarchen, die noch Auge um Auge, Zahn um Zahn forderten, daß sie von ihrem Sohn ließen den guten Namen ihres Geschlechts in den Kot ziehen und ihm ein Fest rüsten, wenn er, ein hungriger Schweinehüter, kam in ihr wohlbestelltes Haus? Wahrlich, sie hätten dem Unwürdigen das Hoftor gewiesen mit strengem Finger: dort ist ein Weg, Bube, von der Straße auf die Straße!

Unzählige Male hat die christliche Kunst in Wort und Bild den Vater gemalt, der die Arme weit öffnete für den reuigen Verlorenen, der gesenkten Hauptes wegmüd und hungerblaß die Stufen stieg zum Haus seiner Heimat. Das menschlich schönste Gefühl offenbarte sich in diesem Gleichnis vom Himmelreich. Und wenn auch eine irregeleitete Kunst sinnlich schwelgte in den Schlemmer- und Dirnenszenen, die dem letzten großen Versöhnungsakt vorausgehn müssen, so strahlt der Grundgedanke jener Liebe, die stärker ist als alle menschliche Vernunft, rein und unverlierbar durch den Schmutz der Jahrhunderte ... Aber freilich — der Vater kann auch anders. Das Schauspiel, das nicht des Nazareners gütiges Herz erdachte, die grimmige Komödie, die heimkehrend zur Stadt und das Gehörte gehässig kritisierend die Pharisäer untereinander besprochen haben mögen, war noch zu schreiben.

Wilhelm Schmidt-Bonn hat sie geschrieben. Das „Kleine Theater" des Herrn Reinhardt, das allem sich zuneigt, was — „anders" ist, der modern-perversen Elektra so gern wie dem aus dem Lukas ins Pharisäische übersetzten Verlorenen Sohn — hat sie aufgeführt. Ein durchaus literarisches Publikum hat sie in seiner überwiegenden Mehrheit abgelehnt, während ein kleines Häuflein Begeisterter einen Erfolg durchzusetzen bemüht war. Das eine hat niemand verkannt und geleugnet, daß es ein Dichter ist, der sich in diesem Erstlingswerk am grauenhaften Stoff versucht; ein Dichter, der noch nicht über seinem Stoff steht, der das Grausame zur Unerträglichkeit häuft und der doch in seinen Stimmungen hier und dort verrät, daß ihn nur der Trotz gegen das Hergebrachte, vielleicht auch ein wenig der Wunsch, aufzufallen, zu letzten Brutalitäten treibt.

Vor zehn Jahren ist der Sohn des reichen Hofbesitzers in die Welt hinausgegangen. Ob die Verhältnisse im Elternhaus mit daran Schuld trugen, ob's nur seine wilde, sehnsüchtige Jugend war, die ihn zu Abenteuern peitschte, wir erfahren nichts. Er hat Schiffbruch gelitten mit seinen Kräften und seinen Hoffnungen. Ob er gepraßt und geschwelgt hat, wie sein biblisches Vorbild, wird nicht gesagt. Geheiratet hat er ein tapferes Mädel, arm wie er. Und da sein hübscher Junge fünf Jahre alt ist und ein zweites Kind unter dem Herzen der Mutter sich regt, ergreift ihn plötzlich das Heimweh, und mit den Bildern der Heimat steigt die Zuversicht in ihm auf: der Vater wird verzeihen und helfen ... Im Vaterhaus ist's still geworden. Die Mutter liegt unter der Erde. Der Gram um den Einzigen, der davon ging, mag ihr die Augen geschlossen haben. Der Vater, aufrecht im weißen Bart, geht schweigend seinen Geschäften nach. Eine Nichte führt ihm die Wirtschaft, ein gütiges, blondes Mädchen, dem einst in Spiel und Jugendübermut der Vetter einen Ring an den Finger steckte. Sie nahm's als Verlöbnis. All die Jahre hatte sie das goldene Reiflein in Treue getragen, und heimliche Tränen sind darauf gefallen ... Elf Stunden sind sie von der großen Stadt die staubige Landstraße gepilgert, die drei, der Verlorene, sein kränkelndes Weib und das in Frost und Fieber hungernde Kind. Der Vater aber sieht sie nicht an, will sie nicht sehen. Und da der Sohn bittet, beschwört, bettelt, sich demütigt und erniedrigt, bleibt er unerbittlich. Hier ist kein Platz für dich. Der harte, alte Mann weiß, welche Mühsale des Weges hinter den Dreien liegen, er sieht ihre hohlen Augen, ihre zitternden Hände, sieht, daß das Kind hungert und vom Fieber geschüttelt wird. Aber sein starrer Pharisäerkopf kämpft jede Neigung von Mitleid nieder und gibt nur dem Rachegedanken Raum: Zehn Jahre hast du nicht nach mir gefragt, jetzt frage ich nichts nach dir! Durch Generationen hat dein Geschlecht in Ehrlichkeit und Arbeit hier den Wohlstand gemehrt. Der König selbst hat von unserm Tisch gegessen und in unserm Bett geschlafen. Jetzt kommst du, zerlumpt und ein Bettler, mit seinem zerlumpten, bettelnden Anhang. Hier ist kein Platz für dich. Geh! ... Und dieses Scheusal in Menschengestalt, dieser Fanatiker seines Rechts, setzt sich zu Tisch, schneidet Brot, spießt warme Kartoffeln auf die Gabel und gießt mit fester Hand Rotwein in sein Glas, während sein Fleisch und Blut, mit den Zähnen klappernd vor Frost und Hunger, vor ihm am Boden kauert, während ein fieberndes Kind ihm bittend in heißen Händchen die paar Blumen hinstreckt, die es im Wandern am Wiesenrand für den Großvater gepflückt ... Diese Szene ist so ziemlich das Brutalste, was man auf der Bühne sehen kann. „König Lear" ist ein Konversationslustspiel, verglichen mit der Unmenschlichkeit dieses Effektes! Doch nicht genug damit: der Alte bleibt hart und unerbittlich bis zum Schluß. Wenigstens gegen den Sohn. Er sucht die drei in einer elenden Scheuer auf, in die sie sich geflüchtet haben und beleuchtet mit einer Stallaterne ihr Elend. Die ohnmächtige Frau, die ihrer schweren Stunde entgegensieht, und das vor Ermattung eingeschlafene Kind will er endlich vor dem Hungertode schützen; aber erst soll der Sohn gehen, wohin er gehört — auf die Landstraße. Jetzt erst gesteht ihm der Verlorene, daß er da draußen im Kampfe mit allen Menschennöten schuldig geworden; daß er, den Hunger abzuwehren von den Seinen, sich zum Betrug erniedrigt hat. Er hat's dem Vater in einer stillen Stunde am Kamin gestehen wollen und auch dafür seine Verzeihung erhofft. Er hat den unbarmherzigen Alten falsch gekannt. Dem Sohn, der nur verarmt und zerlumpt kam, hat er schon Haus und Handschlag, Bett und Bissen geweigert; dem Schuldiggewordenen weist er mit ausbrechender Wut die Tür. Und der Verlorene geht. Weib und Kind läßt er in treuer Hut seiner Jugendgespielin zurück. Den Vater hat er verloren. Er wird ein „Kind der Landstraße" sein, die ihn ins Weite lockt, ins Unbekannte führt, an deren Rand man ihn dereinst als Namenlosen begraben wird ...

Es ist gewiß schon irgendwo in Greifswald oder Rostock, in Heidelberg oder Leipzig — eine schöne und fleißige Doktordissertation über die „Dramen vom verlorenen Sohn" geschrieben worden. Der Herr Verfasser hat gewiß eine Unzahl geistlicher Lieder aufgefunden, die sich mit diesem Stoff mehr oder minder sinnreich beschäftigten; hat unter den Volksschauspielen des siebzehnten Jahrhunderts neben dem „Don Juan" und dem „Doktor Faust" keines so häufig nachweisen können, wie eben den verlorenen Sohn; hat seine Spuren verfolgt durch die Schicksale der Stegreifkomödien, der Wandertruppen bis hinein in die schnurrigen Künste der Marionettenspieler. Immer und

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19040301/1